

25] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Brévine mähtigte seinen Angriff.

„Es tut mir leid, Herrn d'Entraque ärgern zu müssen, aber ich muß auf eine Frage zurückkommen, die ich schon stellte. In welcher Weise er auch antwortet, das Widersprechende seiner Bemerkungen, daß er die Geschicklichkeit hatte, nicht zu leugnen, zeigt die Wichtigkeit dieser Frage nur noch deutlicher. Zwischen dem Bericht, den er sofort den Herren Châtel und Lavauz gab, und den er dann beim Untersuchungsrichter wiederholte, um dann später eine ganz andere Aussage zu machen, und der Erklärung, die er heute vor dem Gerichtshof aufrechterhält, ist ein solcher Unterschied, daß die von ihm vorgetragenen Gründe hierfür mir zu einer Rechtfertigung nicht genügend erscheinen. Deshalb frage ich ihn noch einmal, ob in der Zeit zwischen diesen beiden verschiedenen Berichten irgendein Zwischenfall sich ereignete, der ihn veranlaßte, die Beziehungen zu meinem Mandanten zu ändern?“

D'Entraque machte eine ungeduldige Bewegung:

„Gut, Herr Rechtsanwalt, ich habe Ihnen doch schon geantwortet. Uebrigens, was soll mir dieser Mann denn da getan haben? Er war doch schon im Gefängnis.“

Bardon, das ist erst auf Ihre zweite Aussage hin geschehen.“

„Ich will nicht hundertmal dasselbe wiederholen. Was ich sagte, ist ein für allemal gültig.“

„Das glaubt man aber nicht, wenn man die Herren Châtel und Lavauz gehört hat.“

Herr Motiers de Fraisse mischte sich jetzt in das Gespräch:

„Es scheint mir, diese Frage könnte der Angeklagte ebenfalls beantworten, wie Herr d'Entraque. Dann soll er es sagen, wenn irgend etwas geschehen ist. Uns wäre es sehr erwünscht, diesen Punkt klargestellt zu sehen, da er der Verteidigung zweifelhaft erscheint.“

„Ich habe nichts zu sagen,“ erklärte Vermantes.

Herr d'Entraque lächelte.

„Sie sehen also, Herr Rechtsanwalt.“

Die Zeugenliste war beendet. Aber da der Nachmittag für das Plaidoyer des Staatsanwaltes schon zu weit vorgeschritten war, schloß der Präsident die Sitzung.

15. Kapitel.

Das Antlitz der Tragödien, in denen das Schicksal mit seinen Opfern spielt, verändert sich so rasch wie ein Gewitterhimmel. Gestern hatten die Enthüllungen von Louise Donnay den Prozeß beherrscht. Heute dachte man kaum mehr daran. Es war nur noch von dem ungleichen Duell die Rede, in dem der eine der Gegner das Feld ganz behauptete, während der andere, in die Enge getrieben, sein Haupt hinhielt, um den Todesstreich zu empfangen. Das große Publikum, das immer nach dem Schein urteilt, hielt natürlich d'Entraque die Stange, da die Kraft, mit der er seine Streiche ausgeteilt, nicht verfehlt hatten, zu imponieren. Aber diejenigen, welche ihre Pflicht oder ihr Amt zwingen, gründerlich zu urteilen, ahnten, daß hinter diesem Versteckspiel hüben und drüben etwas noch Unerkanntes der Enthüllung harrete. Herr Rutor sah klar, daß ein persönlicher Haß seinen Hauptzeugen leitete. Er war deshalb nicht willens, ihm zu mißtrauen: denn es ist belanglos, ob es der Haß ist, der die Zunge löst, wenn die Zunge schon sowieso die Wahrheit berichtet. Was liegt daran, wenn die Seele des Zeugen schwarz wie die Hölle ist, wenn nur seine Aussage Licht verbreitet. . . In dem Maße, in dem Rutor sich an d'Entraques Aussagen anklammerte, hielt Brévine sie für gefährlich durch den Mund, dem sie entsprangen. Der Staatsanwalt bemühte sich, die Erklärungen, die d'Entraque für seinen plötzlichen Umschwung gab, plausibel zu finden. Der Verteidiger wies sie verächtlich zurück und hielt es nicht der Mühe für wert, darüber zu diskutieren. Die Beweise, mit denen der Ankläger um seiner

roten Robe willen sich zufrieden geben muß, hält der Anwalt für zweifelhaft oder für einen Gegenbeweis. Neger verfolgt im guten Glauben den Weg, zu dem ihn sein Vorurteil verpflichtet. Um die Augen die Binde, hält die Gerechtigkeit mit fester Hand die Waage, und je nachdem einer geschickter oder beredtsamer ist als der andere, neigt sich die Waage nach der einen oder anderen Seite, wenn nicht ein gar zu schweres Gewicht eine ihrer Waagschalen unwiderstehlich herabzieht. Und zur Erforschung der Wahrheit hat man nichts Besseres gefunden, als dieses Schauenspiel zwischen zwei Formen des Irrtums.

Nach der Sitzung sah Vermantes seine Kinder. Tränen, abgerissene Worte, langes Schweigen, von Schluchzen unterbrochen, die ganze Skala der Verzweiflung, die sich in Worten nicht ausdrücken läßt und deren Formen sich doch so wenig ändern. Ihre Erschöpfung milderte den Ausbruch. Dann konnten sie sich, durch die Wogen des Dramas emborgerissen, das Entsetzliche nicht in seiner ganzen Wirklichkeit vorstellen, vielleicht deshalb, weil ihre Jugend zum Optimismus neigte und sie immer noch hofften. Vielleicht war es auch nur, daß sie den scharfen Schmerz im Moment ebensowenig fühlten wie eine Kugel, durch die man stirbt. Brévine begleitete sie. Schon zehnmal hatte er Vermantes über seine Beziehungen zu d'Entraque befragt. Immer vergebens. Vielleicht war er nicht energisch genug. Dann hatte er nur davon gesprochen, wenn sie ganz allein gewesen waren. Jetzt, wo sein Verdacht sich noch festigte und er mehr als je fühlte, daß er in dieser Frage den Knotenpunkt des Prozesses in Händen hielt, war ihm die Gegenwart der Kinder eine Stütze. An sie wandte er sich:

„Sie fühlen wie ich, daß d'Entraque lügt. Der ganze Kerl ist nur aus Unwahrheit zusammengesetzt. Man muß ihn entlarven. Aber wie kann ich es, wenn ich die Gründe nicht kenne, die ihn zu diesen Schwindeleien veranlassen. Und es ist ganz klar, daß sie durch wichtige Gründe veranlaßt sind. Ihr Vater allein kennt sie. Er allein kann es mir sagen, und er will nicht. Bringen Sie ihn zum Sprechen. . . Die Gefahr ist fürchterlich, morgen wird es zu spät sein.“

„Vater!“ flehte Roland.

Alle beschworen ihn mit Blicken, mit Bewegungen, mit Worten. Vermantes trocknete schnell die Tränen, die ihm herabgerollt waren, und er wurde hart und fest wie Stein.

„Diese Aussage ist die einzige ernsthafte Belastung gegen ihn,“ fuhr Brévine fort. „Wenn er verurteilt wird, geschieht es auf ein falsches Zeugnis hin. Und er kann diesen Elenden entlarven. Ich bin dessen sicher, ich fühle es, ich errate es.“

Vermantes murmelte:

„Ich sagte alles, was ich sagen konnte. . .“

„Das genügt nicht. Alles müssen Sie sagen, das sind Sie uns schuldig: Mir, weil ich ihre Verteidigung übernommen habe, Ihren Kindern, die ein langes Leben vor sich haben und die Ihr Eigensinn vernichtet. Sprechen Sie um ihrer Kinder willen.“

Renée nahm ihres Vaters Hand und drückte sie:

„Vater, wenn du weißt. . .“ flehte sie.

Paul sagte in dringendem, energischem Ton:

„Es handelt sich um deine, um unser aller Rettung! Das geht allem vor. Du mußt sprechen, du mußt!“

Ohne zu antworten, betrachtete Vermantes sie einen Augenblick. Dann zog er Renées Kopf an seine Brust, küßte sie auf das Haar und flüsterte so leise, daß sie es nur allein verstehen konnte:

„Ich kann nichts sagen, mein Kind!“

Sie hob den Kopf und blickte ihn an. Ihre klare Seele ahnte dieses letzte Geheimnis nicht. Das einzige vielleicht, das die Untersuchung nicht entdeckt hatte. Renée erriet nur, daß irgend etwas ihren Vater zum Schweigen zwang — etwas Mächtigeres als der Schrecken und das Entsetzen, von dem sie erfüllt waren. Ganz leise antwortete sie ihm:

„Es ist gut, Vater! . . . Ich habe Vertrauen. . .“

Paul hatte die letzten Worte nicht gehört; sein schärferer Verstand suchte nach einer Lösung:

„Was hast du für Rückfichten zu nehmen, Vater? . . . Hast du heiligere Interessen, als deine und unsere Rettung? . . . Dieser Mensch ist ein Dünner, ein Lump, ein Verräter! . . . Entlarve ihn doch, du kannst es . . . Wie kann man dir denn glauben, wenn du weiter schweigst . . .?“
 Roland hatte kein Wort gesprochen. Lermantes nahm seinen Willen fest zusammen und antwortete wieder:

„Ich weiß nichts.“
 Draußen verjuchte Brévine die Kinder noch einmal auszufragen. Was konnten sie ihm sagen? . . . Bis zu der Verhaftung gehörten d'Entraques zu den Freunden, mit denen man fast täglich zusammenkam. Zu den Freunden, die an unserem Leben, besonders aber an seinen Vergnügungen teilnahmen. Manchmal findet man sie reizend, entzückend, ein andermal etwas langweilig oder unausstehlich. Nach der verhängnisvollen Jagdpartie hatten sie Lermantes weiter besucht. Die Frau erschüttert und voller Mitleid, der Mann sehr froh, eine so günstige Aussage machen zu können — eine Aussage, die fast einem Alibibeweis gleichkommt — wie er sich ausdrückte. Dann erfolgte wie ein Blitz aus heiterem Himmel die zweite Aussage. Sie sahen den Betrug. Aber sie wußten dessen Ursache nicht.

„Können Sie sich denken,“ sagte Paul, „daß diese Frau gestern hinter uns saß, als ob sie uns verhöhnen wollte! Welche Feigheit! . . . Welche Niedrigkeit! . . .“
 „Aber nein!“ rief Renée, „sie dachte gar nicht daran, uns zu verhöhnen. . . Sie hat uns so traurig angesehen! Als ob sie uns um Entschuldigung bitten wollte! Und dann, hast Du nicht gehört, was sie gesagt hat? Die Worte zeigen doch, daß sie mit ihrem Manne nicht einig ist?“

„Was hat sie gesagt?“ fragte Brévine.
 Paul wiederholte die Antwort, die Frau d'Entraques Proz gegeben hatte.

„Was beweist das?“ fügte er hinzu. „Oder vielleicht habe ich gar schlecht verstanden?“
 Aber Brévine war stumm geworden.

„Welche Haltung hatte Frau d'Entraques während der Aussage ihres Mannes?“ fragte er.

„Ich weiß nicht,“ antwortete Paul, der jetzt auch frap-
 piert war. „Sie hatte einen anderen Platz, wir konnten sie nicht mehr sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Erbe.

Von Franz Molnár.

Der Schauplatz ist eine bessere Hofwohnung, die augenblicklich menschenleer ist, da sämtliche Anassen an der Leichenfeier teilnehmen. Die pensionierte Witwe, die darin gehaust hat, ist verschieden und heute nachmittag zu Grabe getragen worden.

Die Wirtin kommt die Treppe herauf, öffnet die Tür und betritt die Wohnung. Langsam streift ihr Blick über die Möbel, dann geht sie in die Küche hinaus, und obwohl von Haus aus ehrlich, sinnt sie nach, wie sie ein Küchengerät von kleinerem Umfang unauffällig einstecken könnte. Sie konstatiert mit Bewunderung, daß die kleineren Geräte bereits fort sind.

Das Dienstmädchen (kommt mit rotgeweihten Augen, in schwarzem Kleid und schwarzem Kopftuch, über die Treppe): „Was suchen Sie da, Madame?“

Die Wirtin: Ich habe vom Tore aus bemerkt, daß Sie schon heimkommen. Da bin ich rauf gekommen, um Ordnung zu machen. War's schön?

Das Dienstmädchen (bricht in Tränen aus. Lange Pause).

Die Wirtin: Ach, Fräulein, es ist mir nicht darum zu tun, aber mein Sieb ist total kaputt, so daß . . . nun ja, wenn Sie keine Verwendung für das Sieb haben täten . . . Sie wird das Sieb ja nicht mehr in die Hand nehmen . . .

Das Dienstmädchen: Es muß alles am alten Platz bleiben. Der Sohn von der Frau ist da und schreibt alles genau auf. (Geht in ihre Kammer, um festzustellen, daß sie das Sieb an einem sicheren Ort versteckt hat.)

(Die Verwandten steigen die Treppe herauf.)
 Der Sohn der Witwe: Nehmt Platz . . . Marie, gib's was Genießbares im Hause?

Das Dienstmädchen (geht mit trauriger Miene von einem zum andern): Ein wenig Kompott . . .

Eine Dame: Geben Sie's her! Haben Sie viel Eingemachtes?

Das Dienstmädchen: So etwa zwanzig Gläser.

Die Dame: Arme Tante Luise, sie war eine ausgezeichnete Hausfrau! Mein liebes Kind, legen Sie fünf Gläser in einen Korb, ich will was zum Andenken mitnehmen, es ist ja doch keiner hier, der davon ißt (weint aufrichtig).

(Der Sohn erhebt sich, geht zum Schrank und öffnet ihn. Nimmt eine Zigarrenschatel heraus, in der eine Menge Kleinigkeiten sich befinden: Ringe, Schnallen, Schmudknöpfe, ein Damenhutvogel, einige Broschen, Armbänder, eine goldene Uhr und eine Kette. Streut den ganzen Inhalt auf den Tisch.)

Der Sohn: Nehmt etwas als Erinnerung an die Verbliebene. (Tiefe Stille. Niemand wagt an die Wertgegenstände heranzutreten.)

Der Sohn: Wählt Euch irgendeine Kleinigkeit aus!

Eine Dame (kommt näher und stochert in dem Haufen herum): Was die Ärmste alles gehabt hat! . . . (Betrachtet mit gierigen Blicken die Uhr und die Kette.)

Eine andere Dame: Ich . . . ich nehme irgendeinen wertlosen Gegenstand . . . diesen Knopf. Oder lieber diese Schnalle. (Schießt auf die Uhr.)

Die Erste: Nun, willst Du die Schnalle nicht?

Die Andere: Nein. (Sie weiß, wenn sie jetzt die Schnalle wählt, begibt sie sich auch der Aussicht auf die Uhr.)

Die Erste (zu einem kleinen Mädchen): Zulchen, da, nimm die Schnalle. Sie hat der armen Tante Luise gehört. (Ubergibt dem kleinen Mädchen die Schnalle, um auf diese Weise den wertlosen Gegenstand aus dem Haufen zu entfernen.)

Die Andere: Hier, Zulchen, da hast du auch den Knopf.

Zulchen: Danke. (Sieht auf die Uhr hin.)

Die erste Dame: Wer möchte den Vogel? (Tiefes Schweigen. Keiner will sich durch den Vogel seines Anrechts auf die Uhr begeben. Allgemein überwiegt die Meinung, die Uhr bliebe zu aller-
 legt, es beläme sie daher derjenige, der sich als letzter meldet. Wie gesagt, tiefe Stille.)

Eine dritte Dame: Zulchen, möchtest du nicht diesen Vogel?

Zulchen (blickt auf die Uhr): Nein. Da nehmt auch die Schnalle und den Knopf zurück. (Legt Schnalle und Knopf rasch auf den Tisch.)

Die erste Dame: Das gibt es nicht. Schnalle und Knopf gehören Dir. (Greift die Gegenstände aus dem Haufen und nötigt sie Zulchen wieder auf.) Sted nur hübsch ein, was Du bekommen hast. Hier darf man nicht wählerisch sein. Schämst Du Dich nicht?

Zulchen (fängt an zu schluchzen und steckt, da sie sich aller Hoffnung beraubt sieht, Schnalle und Knopf ein): Dann . . . dann möcht ich auch den Vogel. (Rasch reichen ihr gar drei auf einmal den Vogel. Zulchen ist abgetan und zieht sich zurück. — Große Pause.)

Die erste Dame: Wie niedlich diese Uhr ist! (Lange Pause.)

Eine Andere: Nicht wahr, die behältst Du, Mundi?

Der Sohn: Ich denke nicht daran . . .

(Alle treten an den Tisch heran.)

Die erste Dame (nimmt die Uhr in die Hand): Eine entzückende kleine Uhr (zieht auch die Kette aus dem Luft hervor) und welch nettes Kettlein. Nicht wahr, die gehört dazu?

Die Andere: Natürlich, steck sie doch an! (Sie kalkuliert: Auf alle Fälle ist es besser, die Uhr mit als ohne Kette zu bekommen. Dasselbe fühlt auch die andere, steckt also hastig und entschlossen die Kette in den Ring der Uhr.)

Eine Dame (ein wenig nervös): Recht so. Aber leg' die Uhr wieder hin.

Die Vorige (ohne darauf zu achten): Arme Tante, sie hielt sehr viel auf diese Kette. Erinnert Ihr Euch, wie elegant sich dieses dünne goldene Kettchen auf ihrem schwarzen Seidenkleide ausnahm? Sie trug's so, gelt? (Macht die Probe. Große Verstärkung.)

Die Andere: So ähnlich. Leg' sie aber jetzt ab.

Die Vorige (streift sie von ihrem Halse, läßt sie aber noch nicht los): Sie hatte sie von ihrem verstorbenen Mann bekommen.

Die Andere: Ja, ja, leg sie doch auf den Tisch.

Eine Dritte (energisch): Leg sie doch endlich hin, hörst Du denn nicht!

Eine magere Dame: Hier liegt ein Armband aus schwarzem Horn. Ein Trauerschmuck. Wer will's haben, (Niemand gibt Antwort.)

Die magere Dame: Hier ist eine Brosche aus Ischl, ein Andenken an Ischl. Wer reflektiert darauf?

Einige (gutherzig): Nimm doch beides.

Die magere Dame: Ich war noch niemals in Ischl. (Legt die Brosche zurück.) Eine herrliche Uhr. Geben Sie mal her, ich möchte mir das Ding anschauen.

Eine Dame: Gib sie ihr!

Mehrere: Ja, ja, gib sie ihr. Sie soll sich die Uhr anschauen.

(Sie sind alle der Meinung, die Uhr wäre schon zu lange in den Händen der ersten Dame und hoffen, daß ihr bei der mageren Dame keine Gefahr drohe.)

Die vorige Dame (reicht ihr die Uhr, behält aber das Ende der Kette in der Hand): Doppeltapfel!

Die Magere: Lassen Sie doch die Kette los!

Die Vorige: Es geht auch so. (Die Kette reiht, wodurch mit einem Male offenkundig wird, daß beide daran gezogen haben. Allen Krampf sich das Herz zusammen, weil jeder einzelne fühlt, daß ein wirklich heftiger und ernstlicher Kampf um die Uhr entbrannt ist.)

Die Magere: Na, da haben Sie die Kette zerrissen.

Die Vorige: Durchaus nicht! Sie waren es!

Die Magere: Ich? Wie können Sie sich unterziehen . . .

(Plötzlich bemerkt sie, daß der größere Teil der Kette mit der Uhr

in ihrer Hand geblieben, und daß sich die Uhr auch so ganz gut ausnimmt). Nun, das ist weiter kein Malheur.

Eine Dame, die bisher geschwiegen: Wo ist das Andenken aus Jäh? (Tritt ihrerseits an die Uhr heran).

Die Vorige: Na, na, na. Sichte. (Drängt sie zurück).

Die neue Dame: Darf ich mal die Uhr auch ansehen?

Alle (zur Mageren): Geben Sie sie ihr! (Denn es ist die Hauptsache, daß die Uhr nicht allzulange in einer Hand bleibt und eher in die Hände von Dutzendern kommt, als daß sie bei denen bleibt, die durch energisches Interesse bereits ihren Anspruch darauf bewiesen haben.)

Die Magerer (reicht ihr die Uhr): Doppelpapsel!

Die neue Dame (gelassen): Na also, ich meinerseits möchte sie haben. (Allgemeine Verblüffung darüber, daß diese so kompliziert scheinende Frage so einfach erledigt worden ist.)

Die vorige Dame (nervös): Pardon, Sie haben das Jähler Andenken verlangt?

Die neue Dame: Jäh? Jäh habe bloß gefragt, wo es ist. (Will die Uhr in ihren Pompadour stecken.)

Eine Dame: Entschuldigen Sie, das schickt sich doch nicht!

Eine andere: Das ist ein wertvoller Gegenstand. Man nimmt irgendeine kleine Nippssache, ein Andenken, aber nicht eine goldene Uhr mit Kette.

Die neue Dame (steckt gelassen die Uhr ein): Na, wählen Sie doch Nippssachen! (Zieht sich zurück und tritt vor den Spiegel, nestelt an ihrem Hut. Allmählich rücken alle vom Tisch weg, der in diesem Augenblick kein Interesse mehr bietet, und gruppieren sich um die Dame, die mit dem Gesicht zum Spiegel steht. Alle schauen in den Spiegel, mustern ihre eigenen Mienen und sprechen zu ihr.)

Die erste Dame: Sie haben das Beste eingesteckt!

Die Dame mit der Uhr: Nun ja, einer mußte sie doch wählen!

Eine andere: Lassen Sie mir wenigstens die Kette!

Die Dame mit der Uhr: Die ist ja zerrissen. (Zieht mit der linken Hand vorne ihre Bluse straff und streicht mit der rechten von oben nach abwärts). Lebwohl, Edmund.

Der Sohn: Küß die Hand, Tante Dora. Vielen Dank für Ihre Güte.

Tante Dora (denn sie ist es): Laß, mein Junge, Du weißt ja, wie lieb ich Deine Mutter gehabt habe. (Bricht in Tränen aus und eilt hinaus).

(Große Pause.)

Die vorige Dame: Zutsch ist die Uhr. (Ist in Verzweiflung, steckt aber den Rest der Kette in die Tasche.)

Die Magerer: Wo ist wenigstens das Jähler Andenken? (Das Andenken ist verschwunden. Ebenso der Trauerschmud. Jetzt befinden sich bloß noch Hornknöpfe auf dem Tisch, da nach dem Verschwinden der Uhr die nächst wertvollen Gegenstände avanciert und ebenfalls verschwunden sind.)

Die Magerer: Jäh soll also mit leeren Händen ausgehen? (Zutchen fürchtet, man könnte ihr wegnehmen, was sie erhalten, steht rasch auf und will fortteilen.)

Die Magerer: Heda, Zutchen, gib mir die Schnalle, Dir bleibt ja noch immer der Knopf und der Vogel.

Zutchen: Den Vogel können Sie haben.

Die Magerer: Den launst Du behalten. Gib mir die Schnalle!

Zutchen: Die gebe ich nicht. (Will fort.)

Die Magerer (mit saurer Miene): Gut . . . also her mit dem Vogel. (Steckt den glasäugigen Kolibri in ihr Täschchen und entfernt sich ohne Gruß. Die andern folgen. Vom Tisch sind auch die Knöpfe verschwunden. Die Wohnung bleibt leer, und der Sohn weint einsam in der Sofaede. Es dunkelt. Die Magd zündet die Lampe an.)

Der Maler unserer Klassiker.

Die reifste Epoche der deutschen ästhetischen Kultur, die Zeit unserer klassischen Dichtung, hat in der bildenden Kunst keine ähnlich großen Leistungen aufzuweisen wie in der Kunst des Wortes; aber durch ein gütiges Geschick ist ihr doch ein Maler geschenkt worden, der in jener Epoche war, in einem getreuen Spiegelbild Wesen, Sein und Denken jener Epoche und ihrer großen Männer festzuhalten. Darum lieben wir Anton Graff, den tüchtigen Schweizer, der zum Maler unserer Klassiker wurde, und gedenken jetzt dankbar seiner bei der 100. Wiederkehr seines Todestages. Strahlt uns doch aus seinen Bildern der Zauber einer großartigen Geisteswelt entgegen, aus der wir noch heute unsere beste Kraft und edelste Schönheit empfangen. Das Große und Geniale, das Dämonische in den Persönlichkeiten mag ihm nicht immer ausgegangen sein; dafür erhalten wir ein genaues Abbild von dem Menschlichen in ihnen, von dem, was uns ihnen näher bringt, von der gemeinsamen Lebenssphäre, die alle mit einander verband und den mittelmaßigen wie den großen Menschen umspielt. Ohne durch großartige künstlerische Qualitäten zu blenden, aber stets tüchtig und geschmackvoll gemalt, gewinnen Graffs Porträts erst aus einem näheren Umgang mit ihnen die lebendige Sprache des Herzens; sie leben nicht losgelöst von dem Menschen, den sie darstellen, als reine Werke der Schönheit, ein voraussetzungsloses Eigenleben, sondern sie zeigen an, sich mit dem Wesen des Modells näher zu be-

schäftigen. Wer mit manchen dieser Bilder, etwa den herrlichen Werken der Leipziger Universitätsbibliothek, länger verweilt hat, die Augen dieser Männer auf sich ruhen fühlte, während er ihre Werke las, der wird es dem alten Graff nicht vergessen, daß er ihm durch seine Kunst so herrlich die Geisteswelt aufgeschloffen.

Aus der Schweiz, dieser Pflanzstätte einer natürlich gesundem Kunstauffassung, von der kurz vorher eine Regeneration der deutschen Literatur ausgegangen war, kam er nach Deutschland. Die frühesten Bilder, so das, auf dem der Neunzehnjährige seinen Vater darstellte, sind noch hart, steif, wie aus der Leinwand herausgeschritten. Mehr hatte er bei seinem ersten Lehrer, dem Maler Schellenberg, nicht für seine Kunst profitieren können. In Augsburg erhielt er weitere Ausbildung und dann in Ansbach bei dem Hofmaler Schneider, der ihn tüchtig zum Kopieren ausübte. Die Manier des Porträtierens, die er sich so allmählich aneignete, war die seit einem Jahrhundert übliche der großen französischen Louis XIV.-Meister, der Rigaud und Silvestre. Besonders die flotte tüchtige Kunst des Ungarn Kupetzky, der gerade in Deutschland viel machte, wurde für ihn von Bedeutung. In Dresden erst, wo er den größten Teil seines Lebens als Professor an der Akademie verbracht hat, wurde er zu dem, als der er uns teuer ist, zu dem Seelenmaler, der sich vom Modestil immer mehr befreite, alles äußere Beiwerk zurückdrängte, um sich ganz auf das im Kopf ausgedrückte innere Leben zu konzentrieren.

Der ausgezeichnete Kunstkritiker und Galeriedirektor Christian Ludwig von Hagedorn brachte den noch völlig Unbekannten 1766 nach Göttingen in die feste Stellung. „Ein Vater konnte ja nicht mehr an ihm tun, als Sie getan haben“, so dankte ihm ein anderer Gönner des jungen Graff Heidegger in einem kürzlich veröffentlichten Briefe, der auch von seiner Weltfremdheit erzählt: „Graffs Unentschlossenheit bei Mietung eines Gemachs ist nichts anderes, als Mangel an Kenntnis der großen Welt; es ist ein Glück für ihn, daß er eben auf einmal in das Mittel ist gesetzt worden; das schwächere und unentschlossene Wesen wird ihn desto eher verlassen, da er notwendig sehen muß, daß man damit nichts ausrichten kann.“ In dem geistig angeregten Kreise, den er in Dresden antrat, wurde der schüchterne Schweizer bald zu einem vielbegehrten Meister. Seine Phantasie war nicht groß, aber scharf, sicher und ruhig der Blick seiner feinen Augen, die uns aus seinem Selbstporträt groß und voll anschauen und deren scharfes Feuer, wie sein Schwiegervater Sulzer erzählt, viele nicht ertragen konnten.

Der Satiriker Rabener und Gellert, den er in seinem Todesjahre malte, waren die ersten, an denen er seine Kunst der geistigen Charakteristik erprobte. Unzählige andere Porträts folgten; er selbst gibt an, im ganzen 1655 Gemälde geschaffen zu haben, von denen allerdings nur noch gegen 400 bekannt sind. Unter diesen sind nun fast alle bedeutenden Persönlichkeiten jener an großen Geistern zu reichen Epoche, vor allem in Meisterwerken die Größten unserer Literatur, Klopstock, Lessing, Wieland, Herder und Schiller. Das Lessing-Bildnis vom September 1771 hat Erich Schmidt als das ähnlichste, kunstvollste Porträt des Dichters gepriesen. Das Liebenswürdige und Geniale seiner Erscheinung lebt so stark in diesen ein wenig niederblickenden, leuchtenden Augen, daß Lessing selbst ironisch davor fragte: „Seh ich denn so verteuftelt freunlich aus?“ Nicht minder sprechend ist sein Herder: der schwärmende Seelenfreund und ekstatische Prediger, von dessen weiche Lippen Anmut spielt und dessen strahlende Augen dämonische Leidenschaft verkünden. Das köstlichste Vermächtnis des Malers aber ist wohl sein Schiller-Bildnis, von dem gesagt worden ist, daß „hier endlich einmal ein ganz Großer in Deutschland einen kongenialen Maler fand.“ Als der Schöpfer der „Räuber“ aus Mannheim nach Dresden kam, führte ihn Freund Körner, der zugleich auch der Freund Graffs war, bald bei dem Maler ein, und im Frühjahr 1786 sah er ihn zum ersten Mal. Eine Zeichenstudie des genialen Poeten war rasch entworfen; aber mit der Malerei ging es nicht so schnell. Und da verzweifelte der durch keine anspruchsvollen Modelle gewiß nicht verwöhnte Maler über den „Mangel an Sitzfleisch“ bei dem „unruhigen Geist“, in dessen Kopf damals der Don Carlos entstand. „Ich liebe es zwar sehr“, hat Graff später selbst erzählt, „wenig die Personen mir gegenüber nicht wie Oelgößen regungslos dastehen oder wohl gar interessante Gesichter schneiden, aber Freund Schiller trieb mir denn doch die Unruhe zu weit; ich war genötigt, den schon auf die Leinwand gezeichneten Umriß mehrmals wieder auszuwischen, da er mir nicht stille hielt.“ Nach 4 Sitzungen mußte der Maler das Bild aus dem Kopf vollenden, aber das herrlichste Abbild des Dichters war so geschaffen, ein Werk von idealer Schönheit und dabei doch ähnlich, das den Namen Graffs mit dem Schillers auf ewig verbindet.

Kleines feuilleton.

Physiologisches.

Die Abwehr der Hitze durch den Körper. Die Kälte wirkt belebend und macht den bequemsten Leuten Weine, die Hitze dagegen lähmend, und zwar nicht nur auf den Körper, sondern auch auf das ganze Nervensystem und damit auf den Geist. Die Nerven sind überhaupt bei dem Widerstand gegen die Wirkungen der Hitze sehr beteiligt, da es ihnen obliegt, die Körperwärme zu be-

aufsichtigen und zu regeln. Im gemäßigten Klima und eigentlich in allen Zonen der Erde ist die Körpertemperatur des Menschen höher als die der umgebenden Luft. Bedenklich werden erst die Ausnahmefälle, in denen die Hitze über diese Temperatur von rund 37 Grad hinaussteigt. Bis dahin nämlich kann der Mensch dauernd Wärme von seinem Körper an die Luft ausstrahlen, und das ist notwendig, weil er fortgesetzt Wärme erzeugt, d. h. gewissermaßen seinen Körper heizt. Genügt die Wärmestrahlung nicht, um die stetig ergänzte Körperwärme abzuleiten, so führt der Schweißausbruch ein neues Mittel ein, indem durch die Verdunstung des ausgeschiedenen Wassers eine große Menge Wärme verbraucht wird. Dazu ist es freilich weiterhin nötig, daß die Luft nicht zu feucht ist, weil sie sonst die Verdunstung verlangsamt oder verhindert. Deshalb leidet man unter feuchter Hitze am meisten und die Temperatur in russischen Wäldern darf nicht annähernd so hoch gesteigert werden wie in römischen. Wenn einmal die Hitze über die Körpertemperatur hinaussteigt, so muß der menschliche Organismus besondere Truppen mobil machen, um sich vor ernstlichem Schaden zu bewahren. Der Eintritt dieses Zustandes ist nicht so sehr von der geographischen Breite abhängig, sondern er kann auch in der gemäßigten Zone zu gewissen Jahreszeiten regelmäßig erfolgen, wenn die Beschaffenheit des Bodens, die Entlegenheit des Landes von kühlenden Meereswinden und der Mangel an kräftiger Vegetation die Wirkung der Sonnenstrahlen erhöhen. In uralten Gegenden wird der Fall stets nur selten und vorübergehend vorkommen. Es gibt aber jedenfalls dichtbewohnte Länder, wo er nicht selten ist.

Wie kommt es nun, daß der Mensch bei solcher Temperatur überhaupt am Leben bleiben kann, da doch die Wärmeerzeugung in seinem Innern rastlos fortgeht? — Man sollte meinen, daß er in ein allmählich immer mehr steigendes Fieber verfallen und diesem endlich erliegen müßte, wenn die Hitze der Luft nicht nachläßt. Im Gegenteil aber fühlen sich die meisten Menschen in heißer Luft, wenn sie nur trocken und rein genug ist, ganz wohl, wie am besten der Aufenthalt in einem römischen Bade zeigt, wo eine Temperatur von 70 Graden und mehr nicht lästigt, sondern, freilich ohne jede Bekleidung, geradezu wohlthuend empfunden wird. Man kann sogar bei 43 Grad, wie die Erfahrung bewiesen hat, noch eine recht tüchtige körperliche Arbeit leisten. Der Körper ist dann ausschließlich auf die Abkühlung angewiesen, die ihm die Verdunstung des Schweißes verschafft, und dadurch muß alle überschüssige Hitze beseitigt werden. Das erklärt zur Genüge die Tatsache, daß Gewichtsverluste von 1—1½ Kilogramm nach einem römischen Bad von einstündiger Dauer etwas Gewöhnliches sind.

Dr. Hunt hat im „Journal für Hygiene“ Versuche beschrieben, die darauf abzielten, bestimmte Anhaltspunkte für die Selbstheizung des Körpers und für die Wirkung der Verdunstung zu gewinnen. Die Heizung wird für einen körperlich arbeitenden erwachsenen Mann auf 3500 Wärmeinheiten veranschlagt. Um diese Wärme vollständig durch Verdunstungen auszuscheiden, mißt man 6 Liter oder etwa ebensoviel Kilogramm Wasser auszuatmen. Das Trinken ist also bei großer Hitze eine wirkliche Pflicht, da von dem ausgenommenen Wasser auch viel auf anderem Wege abgeht oder verschwendet wird, zum Beispiel durch die ausgeatmete Luft. In einem Teil Indiens, wo die Temperatur der mehrere Mittagsstunden sogar in den unter Bäumen angelegten Zelten wenigstens 43 Grad erreicht, nehmen die dort lebenden Europäer, die sich zu Hunderten in dem Klima ganz wohl fühlen, obgleich sie sich vielfach der Sonne aussetzen müssen, nicht unter 13—14 Liter Flüssigkeit täglich zu sich. Dr. Hunt, der seine Beobachtungen selbst in jener Gegend gemacht hat, versichert, nicht einen einzigen wirklichen Hitzschlag oder Sonnenstich an einem sonst gesunden Menschen erlebt zu haben. Den wichtigsten Anteil an der Abwehr der Hitzewirkung haben die Nerven, die über die Zirkulation der Säfte in der Haut und über die Schweißdrüsen regieren.

Sozialhygiene.

Veruſsmißbildungen der Knochen. Die bekannteste Verbildung der Knochen infolge Einwirkung des Veruſs ist die sogenannte Schusterkrust. Man versteht darunter eine kleine Einlenkung des Brustbeines, der der kleine Schuster unterworfen ist, der, auf niedrigem Schemel sitzend, über der Arbeit mit stark gekrümmtem Rücken gebeugt, bei der Herstellung namentlich der Sohlen und Leisten diese mit Kraft gegen das Brustbein stemmt. Eine Verkrümmung der Wirbelsäule findet man bei den Gondolieren, bei Steinmehrn, welche das Baumaterial gewöhnlich auf die linke Schulter auf Leitern den Mastreuten zuführen. Dr. Pettejohn in Berlin sah Wirbelsäulenverkrümmungen auffallend häufig bei jungen Schneiderinnen, ferner bei Kaufleuten; erstere sind in angestrengter Arbeit im Schneidestel oder als Heimarbeiterinnen in gebückter Stellung tätig. Wundbildung findet man bei Bergleuten, die in gebückter Stellung unter Tage arbeiten. Bei Arbeitern und Arbeiterinnen, die lange Zeit einen und denselben Handgriff usw. an einer Maschine auszuführen haben, finden sich Schwächezustände und Lähmungen der Hände. Eine berufliche Mißbildung der Hände findet sich bei Wäscherinnen und Plätterinnen, die beim Plätten die gebeugten Hände mit großer Gewalt auf den Griff des Bügeleisens drücken. Zu den Veruſsmißbildungen der Weine stellen die Arbeiter ein ganz besonders großes Kontingent. Es hat seinen Grund in

langdauernden Arbeiten im Stehen bei ungenügender Sitzgelegenheit und Neigung zu rheumatischen Affektionen durch Tätigkeit im Freien, in Zugluft und Feuchtigkeit. Das X-Bein ist die charakteristische Veruſsformität der Bäcker und Schlosser. Die Zahl der Plattfußkranken ist Legion. Alle jene Veruſe, die viel Stehen und Gehen bedingen, führen zur Abflachung des Fußgewölbes und zwar in jedem Lebensalter. Wichtiger als die Behandlung ist hier die Verhütung. Man muß auf weitere Verschärfung der gesetzlichen Schutzbestimmungen für jugendliche Arbeiter bringen, besonders die Forderung nach weiterer Verringerung der höchstzulässigen Arbeitszeit immer und immer wieder erheben.

Architektur.

Künstlerische Bahnhöfe. In einem Zeitpunkte, da in Leipzig einer der schönsten und größten Bahnhöfe der Welt — ein Werk der Architekten Löffow und Kühne — der Vollendung entgegengeht, ist es vielleicht am Platze, ein Wort über Bahnhöfeanlagen überhaupt, vom ästhetischen Standpunkte aus, zu sagen. Der einen Blick in die riesigen, selbst noch unfertigen Eisenhallen des Leipziger Bahnhöfes geworfen hat, die mit ihren kühnen Wölbungen, mit ihren weiten Durchblicken und mit ihren leuchtenden Helligkeiten bewundernswert sind, der weiß, daß der Bau einer modernen Bahnhöfshalle eine Aufgabe ist, die einen zeitgemäß empfindenden Künstler locken kann. Nicht oft findet er ja eine gleiche Gelegenheit, ein Symbol unserer ins Helle und Weite strebenden Zeit zu schaffen, und zugleich eine Aufgabe, die es ihm im gleichen Maße erlaubt, auf alles Nebentwerk zu verzichten und aus dem Notwendigen das Schöne zu entwickeln. Ja, ein modern gestufter Architekt wird das bei einem Bahnhöfe nicht nur für erlaubt, sondern für unbedingt notwendig halten. Da muß es nun aufs unangenehmste berühren, daß hier und da eine Strömung aufzukommen scheint, die, nachdem der Grundriss der Sachlichkeit und der Ehrlichkeit eine Zeitlang fast schon selbstverständlich erschienen, zu den alten, äußerlichen, mastadenhaften Auf- und Ausputzverfahren zurückkehren möchte, besonders, nachdem ihnen der reaktionäre Bureaucrat Breitenbach dazu das Signal gegeben hat. Und leider sind es da gerade auch einige neuere Bahnhöfe, die man als traurige Beispiele heranziehen muß. Daß sie dem Weichbilde Groß-Berlins angehören, ist dabei ebenso erklärlich wie doppelt schmerzhaft. Denn Berlin ist es vor Jahren gewesen, das unter den ersten den Anstoß zu einer modernen Gestaltung des Bahnhöfes gab, nicht sowohl mit der Stadtbahn, obwohl auch diese wertvolle Arbeiten enthält, sondern noch mehr mit der Hoch- und Untergrundbahn. Es wurden damals für diese Bahnhöfe die verschiedensten Architekten herangezogen, und es fehlte unter ihnen auch nicht an vernünftigen Lösungen (Schleissches Tor, Halleisches Tor, Kollendorfsplatz), so sind doch andere von bedeutendem Wert, besonders Mörhings Wilowstraße und Grenanders Eingänge am Zoologischen Garten, Anie usw. Nun aber haben wir im Jahre 1913 einen regelrechten, mit Stroh gedeckten Bahnhöf „Dahlem-Dorf“ und einen als Mitterburg verkleideten Bahnhöf „Bobbielski-Allee“ erhalten. Weil zufällig die Station „Dahlem-Dorf“ heißt, hat es der „Architekt“ für richtig gefunden, ihn als Bauernhaus zu kostümieren. Man möchte wünschen, daß sich der gesunde Berliner Blick dieses Objektes so ergiebig bemächtigt, daß die Direktion zu einer durchgreifenden Aenderung dieses und des nicht minder kunst- und geistverlassenen Bobbielski-Bahnhöfes schreiten muß.

Aus dem Tierleben.

Merkwürdige Beobachtungen an Skorpionen. Der Skorpion gilt in der Naturgeschichte für ein Tier von besonderer Gefährlichkeit, nicht nur gefährlich für die Insekten, die seine gewöhnliche Beute bilden, sondern auch für den Menschen, der sich in den heißen Gegenden vor seinem giftigen Biß sehr in acht nehmen muß. Daß aber die gierige Freßlust dieses kleinen Ungeheuers sogar vor dem eigenen Geschlecht und den eigenen Kindern nicht halt macht, ist die neue Beobachtung eines Zoologen aus Vistula, Chiarelli, die in der „Illustration“ mitgeteilt wird. Chiarelli, der ein großer Sammler und ausgezeichnete Kenner der Insektenwelt der Sahara ist, hat gefangene Skorpionen lange beobachtet und dabei Seltsames erlebt. Bekanntlich trägt das Weibchen des Skorpion seine Kleinen auf dem Rücken, bis sie so kräftig geworden sind, um sich selbst ihre Nahrung und ihr Fortkommen zu suchen. Der Gelehrte, der ein Skorpionweibchen mit seiner Nachkommenschaft gefangen hielt, wollte es eines Tages aus der Niste herauslassen, in der er es bewahrte. Aber kaum hatte er das Tier berührt, so sah er, wie die Kleinen, ohne Zweifel erschreckt, den Rücken der Mutter verließen und sich vor ihr zerstreuten. Anstatt nun ihre Kinder sorgsam zu sammeln, packte vielmehr die Skorpionmutter das erste beste und verschlang es; sie hätte wohl die Kleinen Tierchen, eins nach dem andern, alle verpeißt, wenn der Beobachter die unnatürliche Mutter nicht daran gehindert hätte. Chiarelli setzte dann zwei Skorpionen von verschiedener Größe in ein Gefäß, ohne ihnen Nahrung zu geben; zwei Tage später stellte er fest, daß der größere den andern verpeißte. Man sah von ihm nur noch das Hinterteil, der übrige Körper war von dem gefräßigen Kameraden verschlungen und verpeißt worden.